

»Das Gift ist immer noch wirksam«

Der Rabbiner Walter Homolka über die Folgen von Halle und christlichen Antisemitismus

DIE ZEIT: Herr Homolka, beim Anschlag auf die Synagoge von Halle waren Studierende des Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerks vor Ort, dessen Direktor Sie sind. Wie geht es den Betroffenen heute?

Walter Homolka: Sie werden das ihr ganzes Leben nicht vergessen. Manche wollen nicht mehr in Deutschland leben, andere haben sich beruflich umorientiert. Es dauert, so etwas zu verarbeiten. Wir haben 850 Stipendiaten und Alumni. Ich frage mich: Was, wenn immer mehr darüber nachdenken, wegzuziehen? Wir Juden merken, wann die Herdplatte zu heiß wird.

ZEIT: Wie heiß ist sie jetzt?

Homolka: Vor Halle führte ich eine zähe Debatte, ob das neue Gebäude des Abraham Geiger Kollegs von der Potsdamer Polizei geschützt werden soll. Nach Halle stand sofort ein Streifenwagen vor der Tür. Die Innenminister haben endlich die Sicherheitsstufe erhöht. Es ärgert mich seit Jahren, dass es Tote geben muss, bevor reagiert wird.

ZEIT: Woran liegt das?

Homolka: Man dachte, der deutsche Antisemitismus sei nicht so gefährlich wie der islamische. Nun weiß man: Es hat nicht der Flüchtlingskrise bedurft, um den Antisemitismus im Land anzufachen.

ZEIT: Soeben wurde der Abraham-Geiger-Preis an den Regisseur Christian Stückl verliehen, für seine Oberammergauer Passionsspiele »ohne christlichen Antijudaismus«. Stückl zeigt derzeit am Münchner Volkstheater auch einen Mann mit Kippa am Kreuz. Sie selbst widmen sich in Ihrem neuen Buch Jesus als Juden. Warum?

Homolka: Viele denken, sich mit Jesus zu beschäftigen sei kein jüdisches Thema. Dabei ist es brisanter denn je: Wenn Jesus Jude war, warum ist das Judentum dann lange eine so unterdrückte Religion gewesen? Wenn er Jude war, hätte man ihn dann 1941 nicht auch deportiert und ermordet? Das sind bittere Fragen, die Christen zu denken geben sollten.

ZEIT: Nur Christen?

Homolka: Natürlich nicht. Ich zeige im Buch *Der Jude Jesus – eine Heimholung*, dass seit der Aufklärung Jesus auch für Juden spannend wird. Trotzdem überrascht mich das große Interesse an einem theologischen Fachbuch mit vielen Fußnoten.

ZEIT: In Deutschland haben sich die Kirchen offiziell vom Antijudaismus distanzieren. Was stört Sie trotzdem noch?

Homolka: Die Judensau in Wittenberg etwa, das alte Relief an der Schlosskirche. Ich war lange dafür, es nur zu erläutern. Mittlerweile sage ich: Das reicht nicht. Das Gift solcher Zerrbilder ist noch wirksam. Und die Kirchen müssen erkennen: Der christliche Antijudaismus wirkt weiter.

ZEIT: 2008 sagten Sie, die katholische Kirche habe ihre antisemitischen Tendenzen nicht im Griff.

Homolka: Das habe ich mit Blick auf die Umformulierung der Karfreitagsbitte für die Juden durch Benedikt XVI. gesagt, laut der das Judentum Jesus als Heiland anerkennen möge. Damit entwertet er den Bund Gottes mit Israel und erberbt Gottes »erste Liebe«.

ZEIT: Was ist mit muslimischem Antisemitismus?

Homolka: Ich bin sehr aktiv im jüdisch-muslimischen Austausch, weil ich sehe, wie wichtig Begegnung ist. Inspiriert hat mich der Publizist Alfred Grosser: Die Banlieues in Paris sind voller Antisemitismus der muslimischen Zuwanderer. Da hätten Juden und Christen besser eine helfende Hand bei der Integration angeboten, bevor das Klima so vergiftet war.

ZEIT: Die Juden tragen also selbst Schuld? Das ist eine sehr kühne Behauptung.

Homolka: Von Schuld würde ich nicht sprechen. Gegenzusteuern ist aber eine gute Idee.

ZEIT: Für die Ausstellung *Adam, wo bist du?* im Ägyptischen Museum haben Sie einen Gastbeitrag über den jüdischen Jesus verfasst. Warum war Ihnen das wichtig?

Homolka: Weil die Installation zeigt, wie Jesu Leiden und jüdisches Leiden eine brüderliche Brücke schlagen können. Schade finde ich, dass die Kirchen es nicht zeigen. Es hätte gut dort hineingepasst. Eine Kirche wäre der richtige Platz!

Die Fragen stellte **Marcel Laskus**



In KZ-Kleidung und mit Judenstern ist eine Gestalt am Kreuz zu sehen. Eine Installation im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst

Fotos: Marianna Franke/Smaek; (v. l.) Sharon Bruck/epa

Warum immer gegen die Juden?

Das ist die Frage, die auch der aktuelle Prozess gegen den Attentäter von Halle nicht klären wird. Die jüdische Künstlerin Ilana Lewitan versucht mit der Ausstellung »Adam, wo bist du?« in München eine eigene Antwort **VON JENS JESSEN**

Was ist Antisemitismus? Eine pathologische Wucherung in Christentum und Islam – konkurrierenden Religionen, die ihren gemeinsamen Ursprung im Judentum de-nunzieren? Oder, weit umfassender, nur die Steigerungsstufe einer allgemein menschlichen Versuchung zur Ausgrenzung, also eine anthropologische Konstante? Zu dieser ungemütlichen Frage (einer der ungemütlichsten überhaupt) hat sich die Münchner Künstlerin Ilana Lewitan etwas monumental Einfaches einfallen lassen. Sie hat die Puppe eines KZ-Häftlings, überlebensgroß und kopflos, an ein Kreuz geschlagen.

Der Schock, den diese Bildidee auslöst, beruht auf dem Gegenteil von Überraschung. Die Installation, die sich im Souterrain des Münchner Ägyptischen Museums befindet, zeigt nur, was zweifellos mit Jesus geschehen wäre, wenn er im Hitler-Reich gelebt hätte. Das Gedankenspiel ist weder neu noch verstiegen, es ist vielmehr das Naheliegende, was den Betrachter zwingt, noch einmal fassungslos mit der Verwunderung zu ringen, wie es möglich war, zu vergessen, dass Jesus Jude war. Hätten nicht gerade Christen erkennen müssen, dass mit jedem Juden, der in den KZs ermordet wurde, noch einmal Jesus ans Kreuz geschlagen wurde? Oder, umgekehrt: sich in jedem ermordeten Juden noch einmal die Leidensgeschichte Jesu wiederholte?

Es ein Abgrund theologischer Fragen, der sich hier für Christen öffnet und weit über das Verbrechen des Holocausts hinaus die Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart als grauenhafte Blasphemie kenntlich macht. Andererseits braucht das historische Faktum, um seine Brutalität zu offenbaren, keine geistliche Deutung. Ilana Lewitan, in München als Tochter polnischer Schoah-Überlebender geboren, hat noch eine andere, eher universalgeschichtliche Perspektive.

Unmöglich, bei einem Häufchen Brillen nicht an Auschwitz zu denken

Wer nicht zuerst auf ihre Installation im Keller trifft, sondern die Räume der ägyptischen Sammlung durchstreift, wird dort auf einige Objekte stoßen, die nicht in den Zusammenhang der kostbar inszenierten Altertümer gehören – auf einen

alten Teddybären, einen israelischen und einen deutschen Pass, ein Häufchen Brillen, deren Gläser teils mit bunten Bildern unserer eigenen Gegenwart beklebt sind. Unauffällig liegen auch ein paar Steine auf einer Hieroglyphentafel – wie die Steine, die nach jüdischer Sitte auf ein Grab gelegt werden, an dem man vorübergeht.

Und wirklich entstand ja der Brauch beim Auszug des Volkes Israel aus Ägypten, bei der Flucht durch die Wüste, in der sich Gräber nicht anders markieren ließen. Es ist eine eigentümliche Melancholie, die von diesen willkürlich verteilten Spuren jüdischen Schicksals auf das Museum übergreift. Unmöglich, bei einem Häufchen Brillen nicht an den viel größeren Brillenberg von Auschwitz zu denken, bei einem zerrauten Teddy nicht an Deportation und Vernichtung, bei Pässen nicht an entzogene Staatsbürgerschaft und zerrissene Identität. Winzige Splitter vom Ende des 2. Jahrtausends nach Christus genügen, um viele Jahrtausende vor Christus zu kontaminieren.

Man könnte an einen subversiven Akt denken, eine Art Guerilla-Installation, die sich nächstens heimlich der Vitriolen bemächtigt hat, um von dem entsetzlichen Fortgang der Geschichte zu erzählen. Aber die jüdischen Spuren in der ägyptischen Sammlung sind tatsächlich Teil der großen Installation, die tief unten im Gebäude eine Art zentralen Erinnerungsbunker geschaffen hat – und von dort nach oben »gestreut« hat, in dem Sinne, in dem man von der »Streuung« radioaktiven Materials spricht.

Das Material, das Ilana Lewitan um die Monumentalfigur des gekreuzigten Häftlings herum teils symbolisch arrangiert, teils dokumentarisch zusammengetragen hat, ist tatsächlich hochaktiv – es geht weit über das hinaus, was man sonst vielleicht für eine pädagogisch hilfreiche Antisemitismus-Ausstellung zusammentragen würde. Deren Zwe-

ck erfüllt es nebenbei auch. Man kann in kleinen Videos Interviews mit Überlebenden des Holocausts verfolgen, mit der ungarischen Philosophin Ágnes Heller, dem Soziologen Max Mannheimer, der Vorsitzenden der Münchner Jüdischen Gemeinde Charlotte Knobloch. Aber daneben sind auch ganz anders diskriminierte und nicht vergleichbar verfolgte Zeitgenossen zu hören – ein Afghanistan-Flüchtling, eine Transfrau, ein sogar

recht heiter plaudernder Blinder, dem gleichwohl überall Misstrauen entgegenschlägt.

Diese Verallgemeinerung jüdischen Schreckensschicksals ins Alltägliche – die fast normale Ausgrenzung und Benachteiligung von Außenseitern und Fremdlingen – hat noch einmal etwas ganz anders Schockierendes als die Kreuzigungsfigur. Wird hier nivelliert, was sich nicht nivellieren lässt? Der Verdacht verfliegt sofort, wenn man die Videos in anderer Reihenfolge sieht, beginnend mit dem Blinden oder der schikanierten Transfrau und endend mit den Opfern des Hitler-Reiches. Dann sieht man, dass die Alltagsdiskriminierung nur, aber auch schon die Einstiegsstufe zu dem absoluten Grauen ist, das die Juden erfuhren. So geht es los! Und jetzt fällt dem Besucher wieder ein, dass er ja am Eingang ein Farbschildchen bekommen hat, das ihm einen Sitzplatz in der Ausstellung zuweisen sollte – aber wie er sich unter den passend markierten Stühlen umsieht, muss er erkennen, dass fast alle kaputt oder für ihn unerreichbar sind. Hätte er am Eingang eine andere Farbe gezogen, wäre viel-

leicht sogar gar nicht nutzbarer Stuhl für ihn bestimmt gewesen. So ungefähr muss sich Diskriminierung anfühlen. Der Zufall – das Schicksal – entscheidet, ob man einen Platz in der Gesellschaft findet. Diesem Zufall unterliegen wir alle. Oder anders gesagt: Dass mit den Juden geschehen konnte, was mit



Ilana Lewitan

Die Künstlerin, 59, ist Tochter polnischer Schoah-Überlebender. Sie sagt: »Der Zufall hat dazu geführt, dass ich in Freiheit aufgewachsen bin.« In München geboren, studierte sie Architektur, danach Malerei bei Markus Lüpertz. Ihre Werke waren bereits in Tel Aviv, Shanghai, Paris zu sehen. Mit dem Thema Identität befasst sie sich auch, weil sie es kennt, »ein Fremdling zu sein«.



Walter Homolka, 56, ist Gründer des Abraham Geiger Kollegs in Potsdam

Foto: epa